

Ein bäuerlicher Münchhausen? Die Memoiren des Zillertaler ,Hoftirolers‘ Peter Prosch (1789)

Die Autobiographie des Zillertaler Hoftirolers Peter Prosch von 1789 gab mit ihrer Durchmischung von Fakten und Fiktionen frühneuzeitlichen Selbstzeugnis-Historikern einige Rätsel auf. Der Beitrag versucht die spezifische Erzählhaltung dieses späten Hofnarren aus seiner vita zu rekonstruieren und seine merkwürdige Begegnung mit der Kaiserin Maria Theresia im Oktober 1757 erzähl- wie auch sozialhistorisch zu reinterpretieren. Es zeigt sich dabei, dass dieser außergewöhnliche Transfer zwischen populärer und höfischer Kultur keine Routineangelegenheit, sondern ein komplexes Spiel mit den (falschen) Vorstellungen war, die man voneinander hegte – ein beiderseits folkloristisch gebrochener Auftritt.

Das Zillertal fräst sich mit der Figur der fünf Finger einer gebietenden Hand geradezu in die abweisende Hochgebirgswelt hinein. Nur etwa 10 % seiner Fläche waren in der frühen Neuzeit Dauersiedlungsraum, alles andere Wildnis. Während der Talgrund zwischen Jenbach und Mayrhofen sich lediglich zwischen 520–620 m bewegt, also alle landwirtschaftlichen Nutzungsformen zuließ und zudem frühindustriell durchsetzt war, liegen Gerlos und seine Weiler (1268 m) auf einem ausgedehnten, sich gegen den gleichnamigen Pass hinziehenden Hochplateau, das nur mehr alpwirtschaftliche Nutzung erlaubte.¹ Was sich heute als touristische Hochburg mit astronomisch anmutenden Übernachtungszahlen präsentiert, war damals eine ausgesprochene soziale Problemzone: Das Zillertal gehörte mit seinen knapp 20.000 Einwohnern zu den am stärksten überbevölkerten Tälern der Ostalpen,² und sein „Regionalcharakter“ war

1 Es handelt sich also um die üblichen Kulturstufen der nordalpinen Agrarwirtschaft. Vgl. Werner Bätzing: *Die Alpen. Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft*. München 2003, 2. Auflage, S. 79–88.

2 Marianne Zörner: *Die Besitzstruktur der Nordtiroler Dörfer und ihre Veränderung vom 17. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts*. Innsbruck 1988.

dementsprechend bis weit ins 19. Jahrhundert hinein von Armut, Abwanderung und saisonalem Hausierertum geprägt.³ Um 1810 gingen etwa tausend Zillertaler der Wanderarbeit nach.⁴ Aber die Armutsökonomie des Tales hatte auch ihre Kehrseite einer gewissen Weltläufigkeit, die das über Jahrhunderte hinweg erzwungene unstete Wanderleben der jüngeren Männer mit sich brachte.⁵ Die Zillertaler waren keine Hinterwälder, sondern wohlinformierte und gewitzigte Leute, die wussten, wie die Dinge draußen liefen, und für ihre Spottlust bekannt waren. Der historische Topograph Lorenz Hübner beschrieb den Zillertaler „Volkscharakter“ 1796 folgendermaßen:

„Der Zillerthaler [...] ist lebhaft, arbeitsam, erfinderisch, und unverdrossen; doch dabey etwas starrsinnig, hasset blinden Gehorsam, und handelt äußerst ungen wider eigene Überzeugung. Er bedarf daher einer bescheidenen klugen Behandlung von Seite der Beamten [...]. Der hiesige Landmann ist nichts weniger als Andächtler [...]. Der Gottesdienst an Sonn- und Feyertagen muß kurz, die Predigt nicht über eine halbe Stunde lang seyn [...]. Überhaupt ist er Liebhaber von Neckerey und Bespöttelung. Da er eine große Neigung zur Ungebundenheit äußert, die manchmahl durch häufiges Branntwein trinken befördert wird; so muß er immer gelinde behandelt werden, wenn er nicht zu tumultuarischen Auftritten gereizt werden soll.“⁶

Bekannt waren und sind die Zillertaler bis auf den heutigen Tag vor allem für ihre Tanz- und Sangesfreudigkeit. In unmittelbarem Zusammenhang mit der Wanderarbeit und ihren Elementarszenen des Abschieds, der Trennung und Wiederkehr, aber auch als direkter Türöffner für ihre Hausierertätigkeit entstand eine populäre Musikkultur, die seit dem frühen 19. Jahrhundert fortwährend Sänger- und Wandermusikantengruppen

- 3 Utz Jeggle, Gottfried Korff: Zur Entwicklung des Zillertaler Regionalcharakters. Ein Beitrag zur Kultur-Ökonomie. In: Zeitschrift für Volkskunde 70, 1974, S. 39–57.
- 4 Erich Egg: Die Tirolische Gesellschaft. In: Ders. (Hg.): Die Tirolische Nation 1790–1820. Ausstellungskatalog. Innsbruck 1984, S. 19–37, hier S. 19.
- 5 Allgemein: Franz Mathis: Mobilität in der Geschichte der Alpen. In: Histoire des Alpes – Storia delle Alpi – Geschichte der Alpen 3, 1998, S. 10–23.
- 6 Lorenz Hübner: Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstenthums Salzburg in Hinsicht auf Topographie und Statistik, Bd. 3: Die übrigen Gebirgsortschaften, und die ausländischen Herrschaften des Erzstiftes. Salzburg 1796, S. 723.

hervorbrachte, in alle Welt exportierte⁷ und mit ihrem exotisch anmutenden ‚alpinen Ton‘ nicht nur zum romantisch verklärten ‚Natur-‘ bzw. ‚Nationalsängertum‘ avancierte, sondern u. a. auch dem bürgerlichen Rührstück *sui generis*, dem Weihnachtshit „Stille Nacht, Heilige Nacht“ zu internationaler Geltung verhalf.⁸

Aus diesem Milieu stammt die 1789 erschienene Lebensbeschreibung des „Hoftirolers“ Peter Prosch (1744–1804), der sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als eine Art wandernder Hofnarr an zahlreichen süddeutschen und österreichischen Höfen aufhielt.⁹ Während die klassische bürgerliche Autobiographie, etwa des Pietismus, im persönlichen Bekehrungs- und Erweckungserlebnis und der Idee einer individuellen Höherentwicklung ihren roten Faden fand, an dem die einzelnen Ereignisse wie Perlen an der Schnur aufgereiht werden konnten,¹⁰ blieb Prosch der ‚wilde Erzähler‘, der in seiner Lebensbeschreibung lediglich unzählige in sich abgeschlossene Geschichten ohne erkennbare innere Entwicklung chronologisch aneinanderreichte. Sein Text bewegte sich semantisch klar im Bannkreis der mündlichen Rede, und er verkörperte eine Fabulierkunst, in der sich Fakten und Fiktionen durchmischten – und den seriösen Selbstzeugnis-Historikern der frühen Neuzeit dementprechende Rätsel aufgaben.

Doch bevor wir uns seinem spezifischen Erzählmodus zuwenden, seien hier erst einmal die Eckdaten seiner jungen Jahre und damit seiner

7 In London etwa waren, ähnlich wie in den großen deutschen Städten, die Tirolerlieder schon 1827 „sehr in Mode“. Vgl. Tobias Widmaier: ‚Salontiroler‘. Alpiner Musikfolklorismus im 19. Jahrhundert. In: *Histoire des Alpes – Storia delle Alpi – Geschichte der Alpen* 11, 2006, S. 61–72, hier S. 66.

8 Renate Ebeling-Winkler: Auf den Spuren von „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ in Norddeutschland. In: Thomas Hochradner (Hg.): „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ zwischen Nostalgie und Realität. Joseph Mohr – Franz Xaver Gruber – ihre Zeit. Salzburg 2002, S. 163–183.

9 Peter Prosch: *Leben und Ereignisse des Peter Prosch, eines Tyrolers von Ried im Zillertal, oder Das wunderbare Schicksal Geschrieben in den Zeiten der Aufklärung*. Herausgegeben von Karl Pörnbacher, München 1789, Nachdruck, München 1964. Neuer Nachdruck unter dem Titel: Peter Prosch, Der freiwillige Hofnarr. *Memoiren des Peter Prosch, Handschuhhändlers aus Tirol*. Hamburg 2011. Vgl. auch: Constant Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich* 24. Wien 1872, Sp. 17f.

10 Günter Niggel: *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*. Stuttgart 1987; Ulrike Gleixner: *Pietismus und Bürgertum. Eine historische Anthropologie der Frömmigkeit*. Göttingen 2005.

Entwicklung zum Hoftiroler festgehalten. Als Sohn einer armen Kleinhäuslerfamilie mit elf Kindern in Taxach bei Ried im vorderen Zillertal geboren, verlor der „Koppen-Peterl“ früh seine Eltern und musste sich als Bettelkind und saisonaler Schafhirte auf den bäuerlichen Almen durchschlagen. Schon im zarten Alter von zehn Jahren schloss er sich den Wanderhändlern an, die zu Hunderten mit ihren volksmedizinischen Rucksackapotheken ins Reich hinausliefen.¹¹ Er teilte also als Ölträger die Grunderfahrung der Wanderarbeit der ländlichen Talunterschicht und gelangte so ins Bayerische hinaus, wo er seine ersten Kontakte zur höfischen Sphäre knüpfte. Er sprach rückblickend viel von den nagenden Hungergefühlen der frühen Jahre, freilich auch von seinem Kinderprivileg, nämlich von den fremden Bäuerinnen, die ihm die eine oder andere Schmalznudel mehr als seinen erwachsenen Gefährten zugesteckt hatten, und auch vom Heimweh. Selbst sein notorisch verlachter Kindertraum, an dem er unverdrossen festhielt, von der Kaiserin Maria Theresia höchstpersönlich einen Hut voller Geld geschenkt zu bekommen, mit dem er sich ein Haus mit einem einträglichem „Pranntweinhüttl“ bauen könnte, war unverkennbar zillertalerisch.¹² Das Schnapsbrennen war dort ein weitverbreiteter Nebenerwerb.¹³ „Bei mir war Tag und Nacht kein anders Gespräch als Kaiserin, Hut voll Geld, Brandweinhüttl, Haus bauen und so fort.“¹⁴ Die „Ökonomie der Armut“ bzw. genauer die „Notbehelfswirtschaft“¹⁵, die herrenlose Arbeit der Unterschichten, die auf Gelegenheitswerb und Nischenbeschäftigung setzen musste, war ins Rollen gekommen. Sie begann an der Hierarchie der ständischen Gesellschaft zu rütteln, indem sie nicht zuletzt hartnäckig an ihrem Wunschtraum von

11 Die Produktion volksmedizinischer Heilöle und -salben (Mitridate, Theriak, Melissegeist usw.) setzte im Zillertal gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein und hielt in ihrer Kombination von Verlagsindustrie und exportorientiertem Hausierhandel im 18. Jahrhundert einen beträchtlichen Teil der Talbevölkerung wirtschaftlich über Wasser. Vgl. Karl Mair: Die Ölträger des Zillertals. In: Tiroler Heimatblätter 11, 1933, S. 263–265; Robert Büchner: Tiroler Wanderhändler. Die Welt der Marktfahrer, Straßenhändler und Hausierer. Innsbruck, Wien 2011.

12 Prosch 1964 (wie Anm. 9), S. 35–41.

13 Die Branntweimbrennerei war ein verbreiteter Nebenerwerbszweig der Zillertaler Unterschichten. Ende des 18. Jahrhunderts ernährten sich ca. 60 Familien von ihr. Exportiert wurden die Überschüsse vor allem in die Steiermark, nach Kärnten und Oberitalien, d. h. ins Veneto und Trentino. Hübner 1796 (wie Anm. 6), S. 736f.

14 Prosch (wie Anm. 9), S. 41.

15 Olwen Hufton: The Poor of Eighteenth-Century France 1750–1789. Oxford 1984, bes. S. 69–127.

einem besseren Leben festhielt, so seltsam ihre schlicht gestrickten ‚Hans im Glück‘-Geschichten auch klingen mochten. In ihnen wurde reichlich dick aufgetragen und über die konventionellen Standesgrenzen hinwegfabuliert. Prosch war ein früher Clown, eine Zirkusfigur, deren Bühne erst allmählich bereitet wurde, und dementsprechend ernst und unernst zugleich sollte man seine autobiographischen Aufzeichnungen auch nehmen. Seine Biographie bietet aber auch die nahezu einzigartige Chance, den lebensweltlichen Zusammenprall der höfischen Herrschaftskultur mit der Volkskultur bis in seine Einzelheiten und folkloristischen Brechungen hinein zu verfolgen, und das macht sie für uns so wertvoll. Die drolligen Zillertaler mit ihren weiten Trachtenhosen, die jedermann pseudoeinfältig duzten, verstanden sich auf die Kunst der naiven Verstellung. Sie wurden in einem seltsamen höfisch-romantischen Vexierspiel zu Volksschauspielern gemacht, akzeptierten die ihnen aufgestempelte Rolle und wussten die Klischees, die man draußen und vor allem in den gebildeten Ständen vom einfachen Leben des Gebirgsvolks hegte, gewinnbringend für sich zu bedienen. Dafür hatten sie – und das war wahrscheinlich die Höchststrafe – fortan als folkloristische Karikaturen ihrer selbst durch die Welt zu laufen. Wer jedoch glaubt, sie hätten damit ihre Haut zu Markte getragen und sich selbst zu Waren gemacht, erliegt einem vulgärmarxistischen Kurzschluss und unterschätzt die Schlitzohrigkeit, die zu ihrem Geschäftssinn gehörte.¹⁶ Sie erkannten frühzeitig die kulturelle Lücke, wussten, wie man sich medienwirksam darzustellen hatte, d. h. sie spielten ein Spiel mit, das man ihnen aufoktroziert hatte, sie belieferten die Illusionen, aber sie waren entfernt davon, diese Bühne mit ihrer sozialen Realität zu verwechseln.

Die Höfe waren, wie Abraham a Santa Clara gesagt hatte, ein „schlipferiges Pflaster“.¹⁷ Als Kind genoss man noch einen gewissen Naivitätsschutz, aber wenn man sich als normalsterblicher Jugendlicher oder gar Erwachsener in diese höhere Sphäre vorwagte, erlebte man über kurz oder lang unweigerlich sein blaues Wunder. Im 15./16. Jahrhundert hatte der Hofnarr noch etwas vom alternativen Touch des verrückten Weisen, ja des mit übernatürlichen Fähigkeiten ausgestatteten Tricksters, der als einziger das Privileg besaß, seinem Herrn den Spiegel vorzuhalten und die Wahr-

¹⁶ Jeggle, Korff 1974 (wie Anm. 3), S. 43 u. 47.

¹⁷ Abraham a Santa Clara, zit. in: Elfriede Moser-Rath: Lustige Gesellschaft. Schwank und Witz des 17. und 18. Jahrhunderts in kultur- und sozialgeschichtlichem Kontext. Stuttgart 1984, S. 144.

heit ungeschminkt ins Gesicht sagen zu dürfen – ein nicht unwichtiges Informationskorrektiv für die Fürsten in einer Welt der Hofschranzen, in der Verstellung und Buckelei vorherrschten.¹⁸ Er war bis in Kleidung und Habitus hinein der „groteske Doppelgänger des Königs“¹⁹, sein lächerlicher, ihn allzeit ‚erdender‘ Intimus, die Kehrseite der Herrschaftsmedaille. Dies verschaffte ihm eine geradezu körperliche Herrschaftspräsenz an der Seite seines Fürsten, die viele Höflinge mit Neid erfüllte. Die einzige, jedoch entscheidende Bedingung seiner privilegierten Existenz war, dass er seinen Narrenstatus niemals überschreiten, dass also sein Handeln nicht in Ernst umschlagen durfte. Obwohl selbst nicht als Mensch, sondern eher als ein „narrisch Ding“ wahrgenommen, bestand seine vornehmste Aufgabe darin, den Herrscher zum Lachen zu bringen und ihn damit an seine allzu menschlichen Schwächen zu erinnern. Mit der Verfestigung der höfischen Gesellschaft in der Barockzeit jedoch begannen sich diese Prämissen zu verschieben, und der Hofnarr wurde zunehmend zum Prellbock, zum bevorzugten Prügelknaben, an dem die aristokratischen Granden ihr Mütchen kühlten – und ihre soziale Überlegenheit demonstrierten. Diese Entwicklung war vor allem auch eine Folge der Auflösung der traditionellen Hofnarrenrolle. Solange der Narr das persönliche Pendant des Herrschers war, war er vor Nachstellungen des Hofstaats weitgehend gefeit. Als jedoch diese bipolare Beziehung erodierte und man dazu überging, nur noch Gelegenheitsnarren auf Zeit an den Hof zu rufen, traf diese die Eifersucht der Höflinge mit voller Wucht. Nicht die Herrscher, sondern ihre Steigbügelhalter aus dem zweiten oder dritten Glied waren auch damals schon die bissigsten Hunde. Die Göttinger bzw. Wiener Erzählforscherin Elfriede Moser-Rath betonte in ihrer „Lustigen Gesellschaft“ von 1984,

„wie übel die Hofgesellschaft [...] oft mit den Spaßmachern umgegangen ist, wie man diese meist aus ländlichem Milieu stammenden und dementsprechend weltfremden Burschen gefoppt, gequält, erschreckt oder zum Gaudium des ganzen Hofstaats in beschämender Weise malträtirt hat.“²⁰

Dieses Prügelknaben-Schicksal widerfuhr auch Peter Prosch. Er wurde nicht nur konsequent unter Alkohol gesetzt (der „Saufteufel“, wie die

18 Maurice Lever: *Zepter und Narrenkappe. Geschichte des Hofnarren*. München 1983, S. 121.

19 Ebd., S. 183.

20 Moser-Rath 1984 (wie Anm. 17), S. 69.

lutherischen Geistlichen den grassierenden Alkoholismus bei Hofe, aber gewiss nicht nur dort, nannten²¹), sondern wurde auch verprügelt, mit kaltem Wasser vor aller Augen klistiert,²² mit elektrischen Schlägen traktiert,²³ in eine Uniform mit eingenähten Feuerwerkskörpern gesteckt, die dann an seinem Leib gezündet wurden und ihm schwere Verbrennungen zufügten.²⁴ Man gab ihm einen mit Chemikalien präparierten Likör zu trinken, der sich in der Mundhöhle entzündete und als Feuerstrahl durch die Nase wieder austrat.

„[...] ich glaubte, es werde mir meinen Kopf zerreißen: ich wußte nicht mehr, wo ich stunde. Der Fürst ließ vor lauter Lachen das Glas samt dem Brandwein fallen. Die Herrschaften konnten sich auch nicht genug lachen, und ich wußte nicht, wie mir geschehen war, denn das war mir kein Spaß.“²⁵

Ein beachtlicher Teil dieser Vexierungen bewegte sich auf dem Niveau von Pennälerscherzen, etwa wenn man ihm, während er auf der Toilette saß, von oben Wasser über den Kopf schüttete,²⁶ und lässt damit tief hinter die zeremoniell-strenge Fassade der Hofkultur und auf eine erstaunlich kindsköpfige, von Albernheiten durchzogene Adelsgeselligkeit blicken, die lediglich die Kehrseite der hochgradigen Formalisierung und Hierarchisierung der offiziellen Standesbeziehungen war. Freud wird diesen Rückfall in latent weitertransportierte Kindheitsmuster später ‚Regression‘ nennen, und man muss sich das krasse Auseinanderfallen der höfischen Rollen vor Augen halten, um den revolutionären Charakter der Forderung nach Persönlichkeitskonsistenz in allen Lebenslagen, etwa in der Kantischen Ethik, zu begreifen. Die überwiegende Mehrzahl von Proschs persönlichen Demütigungen bewegte sich im körperlichen Bereich, d. h. in jener körperkulturellen Domäne, die die maskuline aristokratische Krieger- und Sportlerkultur von jeher für sich in Anspruch nahm. Bezeichnend daran, weil typisch für das spätere 18. Jahrhundert, ist der große Einfluss physikalischer und elektrischer Experimente, die

21 Die Polemik ‚Wider den Saufteufel‘ entstammte der Feder Matthäus Friederichs, der seit 1545 Pastor in Schönberg/Schlesien war. Max Osborn: Die Teuffelliteratur des XVI. Jahrhunderts. Berlin 1893, Nachdruck, Hildesheim 1965, S. 25.

22 Prosch 1964 (wie Anm. 9), S. 159.

23 Ebd., S. 92.

24 Ebd., S. 94.

25 Ebd., S. 147.

26 Ebd., S. 164.

man aus den fürstlichen Wunderkammern und naturwissenschaftlichen Kabinetten kannte und nun gleichsam im Menschenversuch an einem unwissenden armen Tropf vornahm. Versuchskaninchen ist dafür wohl der treffende Ausdruck. Aber die Herrschaften begnügten sich nicht damit, ihn körperlich zu erniedrigen, sondern exerzierten an ihm, auch darin recht modern, nahezu jede Form von Psychoterror. So legte man ihm, dem altgläubigen Tiroler, eine hölzerne Herrgottsfigur nachts ins Bett, um ihn zu erschrecken,²⁷ dichtete ihm eine illegitime Beziehung zu einer Tagelöhnerin („Kalkträgerin“) an und ließ seinen angeblichen unehelichen Sprössling sogar leibhaftig im Tirolerkostüm mit „Papa, Papa“-Rufen auftreten;²⁸ man inszenierte eine Scheinentführung seiner Ehefrau und ängstigte ihn mit der vorgespiegelten Vorstellung, dass sie ihn betrogen habe.²⁹ Mit einem Saalfeuerwerk auf der Würzburger Festung versetzte man ihn in Todesangst.³⁰ Geradezu ein Generalstabsmanöver in Sachen höfischer Verstellungskunst legte der Würzburger Hofstaat 1769 ab. Obwohl Prosch dort schon seit mehr als zehn Jahren regelmäßig verkehrte und mit dem Scherztitel des „Nachtstuhlverwalters“ und „erste[n] Kammerherr[n] von hinten“ versehen war,³¹ tat man plötzlich bis hinunter zum letzten Lakaien so, als würde man ihn nicht kennen, und behandelte ihn als Wildfremden, ja so, als ob er Luft sei. Erst nach geraumer Zeit brach Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim (1708–1779) den Bann, der sichtlich an Proschs Identität nagte, mit den launigen Worten: „Grüß dich Gott, Peter! was treibst du dann? Ich habe alles gehört, aber dich nicht gesehen.“³² Dieser kollektivtheatralische Streich ging Prosch nahe, näher als alle Körperattacken, und man konnte ihm seine Absicht, den Würzburger Hof für immer zu verlassen, nur mühsam ausreden. Der Grund dafür, warum er, der kaum zu Beleidigende, durch diesen Vorfall tief in seiner Ehre gekränkt war, dürfte in der Rollenumkehr gelegen haben. Normalerweise war er es, der die Späße machte, und das gilt cum grano salis auch noch für seine passive Rolle, für die körperlichen

27 Ebd., S. 69.

28 Ebd., S. 87–89.

29 Ebd., S. 147–151 und 181f.

30 Ebd., S. 209f.

31 Ebd., S. 76; Peter A. Süß: „Hoftyroler“ und „Erster Kammerherr von hinten“. Ein Beitrag zum Phänomen der „Hofnarren“ am Beispiel des Würzburger Hoflebens. In: Andreas Mettenleiter (Hg.): *Tempora mutantur et nos? Festschrift für Walter M. Brod zum 95. Geburtstag*. Pfaffenhofen 2007, S. 176–184.

32 Prosch 1964 (wie Anm. 9), S. 179.

Attacken auf ihn. Immerhin waren es *seine* Verrenkungen, *seine* Schreie, die das Publikum belustigten. In der symbolischen Verschwörung des Hofes gegen ihn war das jedoch anders. Nun war er nicht mehr Protagonist der Späße, sondern ihr Objekt. Er wurde gleichsam aus seiner aktiven Narrenrolle in die hilflose Opferrolle gedrängt, an der der Scherz exerziert wurde. Es kann nicht verwundern, dass ihm das entschieden zu weit ging.

Die höfische Gesellschaft war ein aristokratisches Konkurrenzkarussell auf engstem Raum.³³ Sie kannte noch keine Scheu, ihre Überlegenheit zu demonstrieren, und sie bezog ihre Hegemonie nicht zuletzt daraus, dass sie sich auf dieses politische Spiel ziemlich gut verstand, alle verfügbaren physischen und psychischen Register dieser Klaviatur zog und ihr dabei selbst die abgeschmacktesten Scherze nicht fremd waren, um den Unterschied zu setzen. Nicht alle behandelten ihn so schäbig, Markgraf Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach (1757–1791), ein Neffe Friedrichs d. Gr., ließ ihn in Öl porträtieren und sein Konterfei im Schloss aufhängen.³⁴ Die Kehrseite der Medaille fehlte freilich auch am protestantischen Ansbacher Hof nicht. Der Markgraf schenkte ihm einen stattlichen Schimmel, nur um ihn tollpatschig reiten zu sehen, und der größte Witz für eine mit und auf den edlen Rössern aufgewachsene Aristokratenkultur war es natürlich, wenn Prosch lieber zu Fuß neben seinem Gaul hertrabte und damit seine fehlenden Reitkünste demonstrierte.³⁵

Was aber bewog einen einfachen bäuerlichen Zillertaler, der nicht ohne einen gewissen Eigenstolz war, dazu, all diese groben Zumutungen und Demütigungen über sich ergehen zu lassen, ja sich ihnen zu unterwerfen? Ich denke, zunächst muss man sehen, dass er von Kindesbeinen an langsam in die Hofnarrenrolle hineingewachsen bzw. -geschlittert war und es nicht anders kannte. Er hatte bei Hofe niemals eine feste Anstellung, sondern war gleichsam ein Wandernarr, der von Hof zu Hof weiter-

33 Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. 4. Auflage, Darmstadt, Neuwied 1979.

34 Gerd Scherm: Traktat Markgraf Alexander. In: Masonic Encyclopedia, http://freimaurer-wiki.de/index.php/Markgraf_Alexander (Zugriff: 30.4.2018); Karin Plodeck: Hofstruktur und Hofzeremoniell in Brandenburg-Ansbach vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Zur Rolle des Herrschaftskultes im absolutistischen Gesellschafts- und Herrschaftssystem, Ansbach 1972.

35 Prosch 1964 (wie Anm. 9), S.186f. Bis weit ins 17. Jahrhundert hinein rangierte die Pferdehaltung als Distinktionsmerkmal im höfischen Prestigesystem deutlich vor einer vornehmen Wohnkultur. Vgl. Plodeck 1972 (wie Anm. 34), S. 130.

zog. Er verstand zunächst nicht, weshalb jene, die ihn scheinbar hofierten, ihn zugleich unablässig foppten und quälten; die Erkenntnis, dass beides unmittelbar zusammenhing, dämmerte ihm nur langsam. Zum anderen spielte natürlich das Geld eine wichtige Rolle. Für jeden üblen Streich, den man ihm spielte, rollten ein paar Dukaten, die ihm freilich nicht zu Reichtum verhelfen. Sonst hätte er nicht weiterhin eifrig nebenbei mit seinen Handschuhen gehandelt, die er von Innsbrucker Säcklern bezog. Prosch bezeichnete sich selbst als „Projektemacher“³⁶, eine in der höfischen Welt der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weitverbreitete ‚Profession‘, die Scharlatane aller Art hervorbrachte; er war ein sehr genau rechnender und kalkulierender Mann, wie schon die minutiöse Buchführung bei seiner Hochzeit zu Ostern 1762 zeigte,³⁷ und er wusste, dass die Spendabilität der Herren umso größer war, je mehr Wirkung er über ihre derben Späße an den Tag legte. Wir haben es also mit einer Ökonomie der (Schein-)Unterwerfung zu tun, die masochistisch zu nennen vollkommen in die Irre führen würde. Schon eher war sie ein kalkuliertes, freilich niemals genau kalkulierbares und deshalb riskantes Selbstausspiel. Es drehte sich im Kern um die Herrschaftsnähe, die man als später Hofnarr zwar häufig eher erlitt als erlebte, aber die einen doch auch mit der Zugehörigkeit zu einer höheren Sphäre und Insiderinformationen ausstattete, über die der gemeine Untertan, ja selbst der Großteil des Adels nicht verfügte und die sich einem staunenden Publikum prestigebringend erzählen ließen. In seinem Text gibt es bezeichnenderweise nur wenige Stellen, die einer Beschwerde über all seine Misshandlungen gleichkamen, so etwa, wenn er einräumte, „es ist doch eine harte Sache, mit großen Herrschaften umzugehen, denn man muß angeführt werden“³⁸. ‚Angeführt zu werden‘ ist bekanntlich eine österreichische sprachliche Lenisierung des Umstands, an der Nase herumgeführt und zum Narren gehalten zu werden. Dafür beteuerte er hundert Mal, dass all die hochgestellten Persönlichkeiten, die ihn unablässig vexierten, ihn gerne gesehen, ja „lieb gehabt“ hätten. Prosch, der nicht mehr über die geradezu intime Nähe der festbestallten Hofnarren zu ihren Herrschern verfügte, sondern eher nur bei Gelegenheit, etwa anlässlich der Fürstengeburtstage, an den Hof gerufen wurde, beschwor diese verloren gegangene Einheit mit seinen Herrn natürlich umso mehr. Der ‚Hoftiroler‘

36 Prosch 1964 (wie Anm. 9), S. 159.

37 Ebd., S. 62–65.

38 Ebd., S. 189.

war eine charakteristische Auflösungserscheinung der überkommenen Hofnarrenrolle. Die durchgängige Tendenz seines Buchs geht dahin, die Herrschaftsnähe zur *persönlichen* Beziehung hochzustilisieren und die unangenehme Kehrseite der Distanzierung, Marginalisierung, ja Brüskierung herunterzuspielen. So etwa beim kaiserlichen Empfang im großen Festsaal der Innsbrucker Residenz im August 1765, zu dem ihn sein Gönner, der Tiroler Graf Künigl, mitgenommen hatte. Er befahl ihm, in einer Ecke zu warten, bis er ihm vielleicht die Möglichkeit eröffnen könnte, beim Kaiser vorzusprechen und ihm seine Handschuhware anzubieten. Proschs Beschreibung jedoch lautet: „Nach einer halben Stunde erblickte [sic!] mich der Kaiser Franciskus und winkte mir sogleich, daß ich zu ihm kommen sollte.“³⁹ Er erwähnt mit keinem Wort, ob er auf die Vermittlung Künigls hin herbeigewunken wurde, sondern erweckt mit seiner Erzählung den Eindruck, als habe der Kaiser ihn wie einen alten Bekannten persönlich zu sich gerufen. Man sieht, wie leicht durch geringfügige Weglassungen und Selbststilierungen der Eindruck falscher Nähe beim Erzähl- bzw. Lesepublikum erzeugt werden kann. Im Verlauf seiner höfischen ‚Karriere‘ wurde er dann immer leutseliger in der Schilderung seines Umgangs mit den Eminenzen und Exzellenzen. Den im Alter erblindeten Regensburger Fürstbischof Anton Ignaz von Fugger-Glött (1711–1787) nannte er noch ansatzweise realistisch „mein guter Freund und Patron“⁴⁰, die Witwe Maria Anna⁴¹ des bayerischen Kurfürsten Max III. Joseph (1727–1777), bei der er nun öfter im Schloss Fürstenried einkehrte, „meine Kurfürstin“⁴². Die Markgräfin Friederike Caroline von Ansbach (1735–1791), eine Prinzessin aus der ernestinischen Herzogsdynastie Sachsen-Coburg-Saalfeld,⁴³ im 19. Jahrhundert dann eng

39 Ebd., S. 102.

40 Ebd., S. 245. Den Reichsgrafen Fugger-Glött, der 1769 Bischof von Regensburg wurde, kannte Prosch schon von seinen frühen Hausiererfahrten als Fürstpropst des Kanonikerstifts Ellwangen.

41 Maria Anna von Sachsen (1728–1797) war eine Enkelin Augusts des Starken.

42 Ebd., S. 276. Der bayerische Kurfürst hatte ihn früher nicht nur beim Fingerhakeln über den Tisch gezogen. Ebd., S. 187–189.

43 Verheiratet seit 1754 mit Markgraf Karl Alexander. Die Ehe blieb kinderlos. Nach ihrem Tod 1791 trat Karl Alexander Ansbach-Bayreuth an Preußen ab, heiratete seine Mätresse Elizabeth Craven und zog sich als Gutsherr und Pferdezüchter im englischen Exil ins Privatleben zurück.

verwandt u. a. mit dem englischen Königshaus,⁴⁴ titulierte er gar überschwänglich „meine beste Freundin“⁴⁵. Er neigte offenbar dazu, in die ihm offerierten Kontakte ein wenig hineinzufallen und sie als Interesse an seiner Person zu missdeuten. Das hatte nicht nur mit der Erosion der Narrenrolle bei Hofe, mit der heraufziehenden Verbürgerlichung, sondern auch damit zu tun, dass die hochadlige Damenwelt ihn, weil er noch sehr jung, fast ein Kind noch war, von Anfang an stärker protegierte als die Männer. Das fing bei den Haller Stiftsdamen an und zog sich wie ein roter Faden durch. Dennoch kann man diesen vornehmen Selbstbetrug letztendlich nur aus der Prominenz der Erzählerrolle heraus verstehen, die ihm durch seine Anbiederungen und Unterwerfungen hindurch erwuchs. Sie ist der Schlüssel zur Erklärung seiner merkwürdigen Existenz, und deshalb möchte ich sie etwas näher beleuchten.

Auf die Idee, seine Geschichten in einem Buch zusammenzufassen, kam Prosch nach seiner endgültigen Rückkehr ins Zillertal im Jahre 1787, als er sich in Ried als Gastwirt niederließ und von den Wirtshausbesuchern immer wieder dazu gedrängt wurde, von seinen Erlebnissen in der fernen höfischen Welt zu erzählen. Geformt wurde seine Erzählhaltung jedoch nicht im Zillertal, sondern durch die Erwartungshaltung der Höfe, die er von Kindesbeinen an bereiste. Verlangt wurde von den wandernden Unterhaltungskünstlern vor allem *divertissement*, also eine vergnügliche und möglichst originelle Performance, an der man sich delectieren konnte. Nach der Tafel, also gleichsam zur Nachspeise, wenn das Konfekt aufgetragen wurde, schlug die Stunde der Unterhalter. Sie mussten etwas mitbringen, was im zeremoniellen Alltag des Hofes fehlte, und man durfte vor allem nicht langweilen. Man darf sich dieses Geschäft, Abwechslung in den streng reglementierten und steifen höfischen Alltag zu bringen, einerseits nicht zu kompliziert vorstellen. In der Regel reichten ein paar naive volksliedartige Gesangsdarbietungen, Purzelbäume oder körperlich derbe Volkstänze schon aus, um die Herrschaften zu ergötzen. Der Narr lebte schlicht vom Kontrast zur höfischen Noblesse. Das Nachäffen fremder Dialekte oder Parodieren bekannter Persönlichkeiten gehörten in diesem Beruf eher schon zu den höheren Künsten. Umso besser war es natürlich, wenn man, wie Prosch, im Ton der ‚naiven Erzählkunst‘ einige

44 Prinzessin Marie Louise Victoire von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1786–1861) war die Mutter von Queen Victoria. Ihr jüngerer Bruder Leopold wurde 1831 belgischer König, ihre Schwester Juliane russische Großfürstin.

45 Prosch 1964 (wie Anm. 9), S. 242.

nicht-alltägliche Anekdoten von sich selbst oder linkisch gedrechselte Geburtstagsgedichte für den Fürsten zum Besten zu geben verstand.⁴⁶ „Schauspieler, Clown, Mime, Akrobat, Tänzer, Sänger und Musiker; der Narr war alles in einem; er lieferte ein Totalspektakel im Alleingang“,⁴⁷ und diese Multifunktionalität der Rollen machte sein Metier andererseits so anspruchsvoll. Man hatte es mit einem verwöhnten Publikum zu tun, das die Wiederholung hasste und den Überraschungseffekt goutierte. Und der ist im Erzählmodus wesentlich leichter zu erzielen als durch Gesang und Tanz. Einen guten Schwank ‚auf die Bahn bringen‘ zu können, erfreute sich in aristokratischen Kreisen, aber auch bei den Stadtbürgern von jeher hoher Wertschätzung. Es kam beim Vortragen dieser Geschichten nicht auf deren – gar historischen – Wahrheitsgehalt an, sondern auf die überzeugende Vorstellung, die dem Publikum eine alternative, seine Lachmuskeln herausfordernde Pointe zu setzen wusste. Der – vom bürgerlichen Publikum so etikettierte – ‚Lügenbaron‘ von Münchhausen (1720–1797), also ein Zeitgenosse von Prosch, ist dafür das geflügelte Beispiel. Er flunkerte gewiss nicht weniger als Prosch, war aber im Unterschied zu ihm ein Respekt gebietender Mann von Rang und Stand, den man für seine Märchen und ‚alternativen Fakten‘ nicht postwendend abstrafte. Zudem folgten ‚seine‘ Erzählungen – eigentlich handelte es sich um eine Mehrautorenschaft⁴⁸ – dem Prinzip der grotesken Übertreibung der Lüge (vgl. etwa den berühmten Ritt auf der Kanonenkugel), so dass sich die Frage nach dem Verhältnis von Fakten und Fiktionen gar nicht stellte. Prosch hingegen war ein ‚Erzähler von unten‘, ein frühes Medienprodukt, das das Unmögliche versuchte, nämlich zwischen den Standeskulturen zu changieren, eine seltsame Mischung von Karl Moik und Luis Trenker (1892–1990), wenn mir dieser Vergleich mit der Moderne für einen Moment gestattet sei. Ich meine damit allerdings nicht den sturm- und drangbewegten Bergfilm-Trenker der 1920/30er

46 Als Beispiel hier nur zwei Zeilen aus seinem Gratulationsgedicht für den Würzburger Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim von 1773: „Liebt ein Frank dich noch so sehr, // Glaubs, dein Peterl liebt dich mehr.“ (Ebd., S. 215).

47 Lever 1983 (wie Anm. 18), S. 111.

48 1781 anonym publiziert, wurden sie von Rudolf Erich Raspe ins Englische übersetzt und 1786–1789 von Gottfried August Bürger rückübersetzt und mit großem Erfolg im Sinne von Herders Idee der ‚Volkspoesie‘ neu durchgestaltet. Vgl. Doris Bachmann-Medick: Fremddarstellung und Lüge. Übersetzung als kulturelle Übertreibung am Beispiel von Münchhausens Lügengeschichten. In: Dies. (Hg.): Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen. Berlin 1997, S. 42–68.

Jahre im Anschluss an Arnold Fanck, in Konkurrenz zu Leni Riefenstahl und im Übergang vom Stumm- zum Tonfilm, sondern den alerten, scheinbar über alle Widersprüche erhabenen Erzählonkel und Dampfplauderer, den ich in den Anfängen der Fernsehgeschichte in den 1950/60er Jahren als Kind erlebte.⁴⁹ Trenker war ein politisches Chamäleon, ein egomanischer Tausendsassa, der niemanden neben sich duldete, und er spannte durch seine weiten Erzählbögen von der Grödner Heimat unter dem Langkofel bis zu den Verhandlungen mit den Filmbossen Hollywoods jene nachkriegsspezifischen Sehnsuchts- und Karrierewelten auf, die zwar völlig unwahrscheinlich waren, aber dennoch dem amerikanischen Traum vom voraussetzungslosen sozialen Aufstieg („vom Tellerwäscher zum Millionär“) auch in Europa Geltung verschafften.⁵⁰ Der Südtiroler Extrembergsteiger Hans Kammerlander, in den 1980er Jahren sicher einer der besten Alpinisten überhaupt, aber immer im Schatten des wesentlich mediengängigeren Reinhold Messner, hielt Trenker für einen eher mittelprächtigen Bergsteiger, der jedoch als früher PR-Profi aus wenig viel zu machen verstand. Er war

„ganz ein normaler, mittelmäßiger Bergsteiger, hat ein paar Klettertouren gemacht, so mittelschwere. Hat aber das Können gehabt, von diesen paar Bergtouren ein Leben lang [...] zu erzählen. Der hat die Geschichten immer spannend gebracht, hat die Leute mitgerissen. Mit diesen wenigen Bergerlebnissen [...] Und das ist eben die große Kunst.“⁵¹

Warum ich hier diesen – zugegeben etwas gewagten – Vergleich zweier Tiroler Gebirgs-Autodidakten über 150 Jahre hinweg anstrengte? Nun, zum einen gibt es da über alle Zeitunterschiede hinweg die Parallele, dass beide Medienfiguren und Mediatoren waren. Trenker war ohne Zweifel eine Pioniergestalt der modernen Filmindustrie, und Prosch hatte 150

49 Die Sendereihe „Luis Trenker erzählt“ lief 1959–73 im Bayerischen Fernsehen.

50 Vgl. etwa den 2014/15 im Auftrag der ARD gedrehten Fernsehfilm „Luis Trenker – ein schmaler Grat der Wahrheit“ mit Tobias Moretti in der Hauptrolle; Titus Arnu: Nicht schwindelfrei. In: Süddeutsche Zeitung, 13.11.2015, <http://www.sueddeutsche.de/leben/luis-trenker-nicht-schwindelfrei-1.2734386> (Zugriff: 3.5.2018). Vgl. auch seine Autobiographie: Luis Trenker: Alles gut gegangen. Geschichten aus meinem Leben. Hamburg 1965.

51 Katrin Hildebrand: Ein Mann, ein Berg. Der Mythos Luis Trenker. Sendung des Deutschlandfunks, 17.4.2015, http://www.deutschlandfunk.de/mythos-luis-trenker-ein-mann-ein-berg.1247.de.html?dram:article_id=313817 (Zugriff: 30.4.2018).

Jahre früher immerhin ein Buch geschrieben und sich damit in einem älteren Medium bewiesen, das ihm sicher nicht in die Wiege gelegt worden war, wie schon die notorisch falsch geschriebenen Namen der von ihm bereisten Höfe und ihrer Adelspersönlichkeiten zeigen. Ein ‚Volksbuch‘, wie man es im 19. Jahrhundert etikettierte, würde ich das nicht nennen. Vor allem wissen wir nicht, ob nicht ein kundiger Münchner Redakteur der Erstausgabe seine Geschichten auffrisierte und ihnen eine konsistentere publikumsträchtige Façon verlieh,⁵² so wie das ja auch bei Münchhausen der Fall war. Zum anderen möchte ich mit diesem Vergleich auf ein Grundproblem der klassischen volkskundlichen Erzählforschung à la Leopold Schmidt und Kurt Ranke hinweisen. Es lag m. E. darin, dass sie sich auf Textsammlungen und die Rekonstruktion ihrer geistesgeschichtlichen Zusammenhänge und Motive beschränkte, d. h., dass sie ihre Aufmerksamkeit lediglich darauf richtete, *was* überliefert wurde, nicht aber darauf, *wie* und in welchem Kontext es erzählt worden war.⁵³ Die heutige Vorstellung von Erzählpraxis ist wesentlich umfassender, wirft damit in ihrer historischen Anwendung aber auch gravierende neue Probleme auf. Die mündliche Rede lässt sich schriftlich kaum angemessen dokumentieren, weil sie an Mimik und Gestik gebunden ist, also stets mehrere Informationsebenen ineinander verschränkt. Der Erzählerhabitus ist in der Regel nicht durch gesonderte Quellen mitüberliefert, sondern muss durch Textindizien und deren soziokulturelle Kontextualisierung mühsam erschlossen werden. Von Trenkers temperamentvollem und mitunter ungezügelt überbordenden Erzählstil, der den Habitus des urwüchsigen Berglers mit dem Mann von Welt zu verbinden suchte, haben wir aus dem Fernsehen ein sehr genaues Bild. Peter Prosch muss etwas von seinem Erzähltalent und seinen Selbstdarstellerfähigkeiten besessen haben, sonst hätte er nicht über 30 Jahre in der höfischen Welt als Unterhalter bestehen können. Und beide neigten offenbar dazu, sich von ihrem eigenen Erzählfluss ein wenig mitreißen zu lassen. Aus Proschs Buch können wir auf einen dramatisierend-drastischen mündlichen Erzählstil rückschließen, der vom Schwankhaft-Anekdotischen geprägt war und alles ausblendete, was bei seinem höfischen Publikum nicht ankam. Der

52 Nachwort von Karl Pörnbacher. In: Prosch 1964 (wie Anm. 9), S. 312.

53 Zum Profil der älteren Erzählforschung vgl. das an der Göttinger Akademie der Wissenschaften erarbeitete Lexikon: Kurt Ranke, Rolf Wilhelm Brednich u. a. (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, 15 Bde., Berlin 1977–2015 (auch online verfügbar).

Siebenjährige Krieg (1756–63) etwa, der damals zwischen Preußen und Österreich tobte, kommt in seinen Erzählungen nicht vor – damit konnte man ja niemanden erheitern, dafür umso mehr belustigende Interna aus dem Alltag süddeutscher Duodezhöfe. Diese Geschichten erzählte man in Wanderpredigermanier wieder und wieder, variierte sie, schmückte sie neu aus, und in ihrer endlosen Wiederholung gerieten sie dem Erzähler allmählich zu einer selbstsuggestiven höheren Wahrheit. Wahr war für ihn nicht das historisch Verbürgte, sondern das, was ihm Erfolg und Anerkennung in der Hofgesellschaft verhieß. Und daran richtete er seine Erzählhaltung aus.

Den Auftakt seiner Unterhalterkarriere bildete seine Reise an den Wiener Kaiserhof im Herbst 1757. Er wollte seinen Kindertraum verwirklichen, durch die Freigiebigkeit Maria Theresias eine selbständige wirtschaftliche Existenz zu begründen. Moser-Rath sagte nicht zu Unrecht, dass die gehätschelte alte Mär von der fürstlichen Spendabilität und der unverhofften Bescherung der Untertanen wohl am ehesten dem modernen Märchen vom Lottogewinner gleichkäme⁵⁴ – also mehr als unwahrscheinlich, statistisch beinahe zu vernachlässigen, aber dennoch nicht vollständig auszuschließen. Die allgemeine Tendenz der europäischen Höfe ging im 17./18. Jahrhundert dahin, eine Sphäre hochadeliger Exklusivität zu schaffen und sich immer stärker gegen das gemeine Publikum abzuschotten. Das galt auch für den Wiener Kaiserhof, der mit all seinen Ausfransungen mehrere tausend Personen umfasste. Unter Maria Theresia ergingen wiederholt Weisungen an die Unterbehörden, bittstellenden Untertanen das unnütze Anlaufen des Hofes zu untersagen und sie an die zuständigen Behörden zu verweisen. Ein besonderer Dorn im Auge waren einem die informellen Kanäle des höfischen Dienstpersonals; künftig sollte niemand mehr durch diese Hintertürchen unkontrolliert ins Zentrum der Macht vordringen können.⁵⁵ Die Kaiserin fand es „in keiner Weise angemessen, dass jeder Beliebige an eurem Hof erscheinen darf“.⁵⁶ Bei Audienzen regelte die Kammerzutrittsordnung den Zugang zum ‚Allerheiligsten‘, indem sie den unterschiedlichen privilegierten Gruppen hierarchisch gestaffelte Warteräume zuwies und damit ein Wunschbild der gesellschaftlichen Hierarchie inszenierte. Antichambrieren und Was-

54 Moser-Rath 1984 (wie Anm. 17), S. 141.

55 Barbara Stollberg-Rilinger: Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit. Eine Biographie. München 2017, S. 340 und 337.

56 Ebd., S. 364.

ser trinken, so spottete der Volksmund. Die Verknappung des Zugangs zur Herrscherin war nicht nur eine politische Notwendigkeit, sondern zugleich selbst ein überhöhender zeremonieller Kunstgriff.

„Je schwieriger, ehrenvoller und begehrter es war, zur Kaiserin vorge lassen zu werden, desto eindrucksvoller war die Wirkung ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit auf diejenigen, die tatsächlich vorge lassen wurden – und desto stärker war anschließend deren Bedürfnis, alle Welt an dieser Erfahrung teilhaben zu lassen.“⁵⁷

Ein wohlkalkuliertes absolutistisches Wechselspiel „von Zugänglichkeit und Exklusivität“, „von Zeigen und Verbergen, Öffentlichkeit und Familiarität“.⁵⁸ Jeder ihrer Schritte in die Öffentlichkeit war ein repräsentativer Akt, der mit der entsprechenden Selbstdisziplin hoheitsvoll inszeniert sein wollte, und „sie spielte je länger, desto gekonnter auf der Klaviatur des Zutrittssystems“.⁵⁹ Ihre Gaben, wenn sie sie denn huldvoll gewährte, hatten wahrhaft kaiserlich zu sein – das brachte ihr den „legendären Ruf als großzügige Herrscherin“⁶⁰ ein. So bedachte sie Leopold Mozart, obwohl sie die Musik seines Sohns nicht gerade schätzte, mit zwei abgelegten Galagewändern ihrer eigenen Kinder und hundert Dukaten, etwa dem Achtfachen, das er als Salzburger Hofkapellmeister im Monat verdiente.⁶¹ Allein in ihrem Todesjahr 1780 beliefen sich ihre – allerdings höchst ungleich gestreuten – Gnadengeschenke auf die ungeheure Summe von rund 650.000 Gulden.⁶² In ihrem Testament bedachte sie nicht nur ihre persönlichen Hofbediensteten mit hohen lebenslänglichen Pensionen, sondern verfügte u. a. auch, dass sämtliche Mitglieder ihres Militärs, bis hinunter zum gemeinen Soldaten und inklusive der Garden, Pensionisten und Invaliden, weil es „so Vieles für Mich ausgestanden hat“, ein volles dreizehntes Monatsgehalt erhalten sollten. Die unorthodoxe Vielfalt ihrer materiellen Gunsterweisungen, bei denen sie mitunter auch in die millionenschwere geheime Privatschatulle⁶³ griff, zielte

57 Ebd., S. 342.

58 Ebd., S. 364.

59 Ebd., S. 360.

60 Ebd., S. 845.

61 Ebd., S. 327.

62 Ebd., S. 845.

63 1765 belief sich das Privatvermögen der zur eigenen „freien Disposition“ stehenden geheimen „Familienkasse“ der Monarchin, als Familienversorgungsfond „zur besseren Versorgung und standesmäßigem Unterhalt Unserer Kinder und

auf die Erhaltung und Bekräftigung der bestehenden Netzwerke und der ihnen eingeschriebenen Hierarchien, war mit einer modernen, auf Vereinheitlichung gerichteten staatlichen Finanzpolitik jedoch kaum noch zu vereinbaren. Ihr entschieden rationalistischer kalkulierender Sohn und Nachfolger bescheinigte ihr für diese traditionelle „do ut des“-Politik, „die Kaiserin habe eine unvorstellbare Konfusion hinterlassen“. Das gemeine Volk jedoch suchte sich die anerkannte Wohltäterin zu Lebzeiten nach Kräften vom Leib zu halten. Die Fama von „Maria Theresias Zugänglichkeit selbst für den Geringsten der Untertanen“, so ihre jüngste Biografin Barbara Stollberg-Rilinger, „ist ein historiographisches Märchen“. ⁶⁴

Es liegt auf der Hand, dass ein naiver Tirolerbub, der die Kaiserin lediglich um Geld für den Bau eines eigenen Wohn- und Wirtschaftshauses anbetteln wollte, in diesem komplizierten höfischen Gunstsystem mit all seinen hintergründigen strategischen Protektions- und Balancegedanken äußerst schlechte Karten haben musste. Und dennoch hat die Begegnung Proschs mit seiner Kaiserin nach allem, was wir wissen können, tatsächlich stattgefunden. ⁶⁵ Wochenlang musste er, wie das üblich war, im Vorfeld warten, bis er schließlich doch zur Audienz mit der Kaiserin in Schönbrunn vorgelassen wurde. Sie amüsierte sich über seinen naiven Bettelbrief und bescherte ihm spontan die 24 Dukaten, die er für seine Existenzgründung benötigte. Anderntags ließen dann die Hofdamen, die hinter der Freigiebigkeit ihrer Herrin nicht zurückstehen wollten, für seine ulkigen Tanzvorführungen noch ein paar weitere Dukaten springen. Die ersehnte Branntweinbrennerlizenz jedoch erhielt er erst nach vier Jahren, das Bierausschankrecht für seine Gastwirtschaft gar erst zwölf Jahre später. ⁶⁶ Doch was veranlasste Maria Theresia zu dieser Ausnahmebehandlung? Warum verwies sie sein Anliegen nicht schlicht und einfach an die bürokratisierten Almosen- und Wohlfahrtsämter, die es

Abstammung“ getarnt, in Wahrheit jedoch der Quell zahlloser opulenter Geschenke und Bestechungsgelder, auf knapp sechs Millionen Gulden. Verwaltet bzw. gemanagt wurden diese hinter den Kulissen fließenden Gelder von ihrem kaiserlichen Ehemann Franz Stephan, der zwar in den Regierungsgeschäften kaum eine Rolle spielte, aber ein gerissener Geschäftsmann war, der im Laufe seiner „Regierungszeit“ ein gewaltiges Privatvermögen von ca. 18 Millionen Gulden anhäufte (vgl. Karl Vocelka, Lynne Heller: Die private Welt der Habsburger. Leben und Alltag einer Familie. Graz, Köln, Wien 1998, S. 206).

64 Stollberg-Rilinger 2017 (wie Anm. 55), S. 846.

65 Ebd., S. 327–331.

66 Prosch 1964 (wie Anm. 9), S. 153f. u. 174.

nicht nur in den großen Städten, sondern auch in den Territorien längst gab? Angesichts der wachsenden Verelendung der unteren Schichten und der zahllosen krassen Notfälle in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wäre das freche Ansinnen eines 13-jährigen Tirolerlümmels, von der Kaiserin einen Hut voller Geld zu begehren, dort wohl kaum mit Wohlwollen aufgenommen, sondern mit der naheliegenden Begründung abgewiesen worden, er solle, anstatt Faxen zu machen, lieber auf seiner eigenen Hände Arbeit bauen. Gewisse Fragezeichen werfen auch die Ungereimtheiten in der Detailschilderung seiner ersten Begegnung mit der Majestät auf. So hielt er – unwissend, wie er war oder sich zumindest stellte – zunächst eine prächtig aufgeputzte Hofdame für die Kaiserin. Als er Maria Theresia dann vorgeführt wurde, „lachte [sie]“ über diese Verwechslung, „daß ihr der Bauch geschottert hat“,⁶⁷ und streckte ihm huldvoll die Hand zum Handkuss entgegen, er jedoch habe sie ausgeschlagen und sei vor ihr niedergesunken, um ihren Rocksäum bzw. „den Kittel“ zu küssen. Zu diesem fast formvollendeten höfischen Kniefall (das spanische Hofzeremoniell sah eigentlich drei Kniefälle vor der Kaiserin vor, die aber zunehmend abgekürzt wurden) passt dann aber wiederum nicht, dass er die Kaiserin in seinem derben Tiroler Dialekt duzte, ja im vertraulich-respektlosen Diminutiv „Maria Theresl“ nannte.⁶⁸ Wie nun also? Kannte er die höfische Etikette bereits einigermaßen oder war er der ahnungslose Simplizissimus? Diese Widersprüche lassen sich m. E. nur durch die lange Geschichte auflösen, die diese Story selbst durchlaufen hatte. Prosch brachte sie ja erst 30 Jahre später zu Papier, und er hatte sie ohne Zweifel inzwischen Hunderte von Malen erzählt. Abgesehen von den ganz normalen Verschleifungen, die der Redundanz des Erzählprozesses geschuldet sind, erhebt sich der konkrete Verdacht, dass Prosch diese Geschichte nachträglich ausgeschmückt und mit Schwankenelementen angereichert hat, die ihn ins beste Narrenlicht rücken sollten. Solche hinzugedichteten Anreicherungen sind etwa die Behauptung, er habe sie nach ihrem Gunsterweis vor Freude an den Hüften umfasst, ich „nahm sie bei der Mitte, sprang und hüpfte um sie herum und sang: „Drall lall la, Drall lall la!“ und, „wenn du einmal ins Tyrol kommst“, zu einem Gegenbesuch in seinem neuen Haus eingeladen.⁶⁹ Die nachträglichen Hinzufügungen stoßen sich zwar gegenseitig und verleihen der Gesamterzählung eine

67 Ebd., S. 52.

68 Ebd.

69 Ebd., S. 54.

gewisse Inkonsistenz, haben jedoch, für sich genommen, durchaus ihren eigenen Sinn. So wäre die Verwechslungsszene mit der Hofdame eine Metapher für seine simplizianische Unschuld und der Kniefall gleichsam der erzähltopische Ausweis dafür, dass er doch nicht der ungehobelte Bauerntöpel war, für den ihn die höfische Welt hielt – ein Klarstellungsbedürfnis, das er sicher nicht mit 13 Jahren schon hatte, sondern erst im jahrzehntelangen Kontakt mit der höfischen Sphäre entwickelte.

Das wichtigste Indiz für die Authentizität seiner Maria-Theresia-Geschichte sind zweifellos die Empfehlungsschreiben zweier einflussreicher Tiroler Adelige, nämlich des damaligen Innsbrucker ‚Gubernators‘⁷⁰ Graf von Enzenberg⁷¹ und des jungen Grafen von Künigl⁷² sowie des Prälaten von Wilten, die er bei seinem Besuch mit sich führte. An diese stattlichen Rekommandationen war er durch die Vermittlung der adeligen Haller Stiftsdamen gelangt, bei denen er sich drei Monate lang als Ministrant und Page aufhielt.⁷³ Das Haller Damenstift war 1567 von den Habsburgern gegründet worden und beherbergte zahlreiche Angehörige und enge Verwandte der kaiserlichen Familie.⁷⁴ Empfehlungen aus diesem Haus konnten also durchaus Türen öffnen, und am Ende dieser Empfehlungskette hatte der Tiroler Graf Philipp Joseph von Künigl (1696–1770), Oberstküchenmeister von Maria Theresia und Obersthofmeister, d. h. Adelserzieher ihres Sohnes Leopold, also ein altgedienter Insider aus dem Inner Circle der Hofburg, seiner Herrscherin schmunzelnd den Bettelbrief unterbreitet. Innsbruck war ja die Ursprungsresidenz der Habsburger, das Tiroler Landvolk stand im Ruf eines besonderen Treueverhältnisses, einer nostalgisch-paternalistischen Anhänglichkeit an ‚seine‘ Dynastie, wie etwa im Tiroler Aufstand von 1809 unter Andreas Hofer noch einmal deutlich wurde.⁷⁵ Das nach Westen vorgeschobene Alpenbollwerk besaß nicht nur seine politischen Sonderrechte, etwa

70 Das Innsbrucker Gubernium wurde erst 1763 als zentralistische Reformmaßnahme eingerichtet, um Tirol verwaltungstechnisch enger an Wien zu binden.

71 Die Enzenberger waren ein altes Tiroler Adelsgeschlecht, das 1763 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde und dem neben zahlreichen Besitzungen in Südtirol auch das Schloß Tratzberg (bei Schwaz) gehörte.

72 Ähnliche Ranghöhe galt für die Grafen von Künigl, die u. a. im 17. Jahrhundert einen Fürstbischof von Brixen, also ein geistliches Landesoberhaupt stellten.

73 Prosch 1964 (wie Anm. 9), S. 40f.

74 Vocelka, Heller 1998 (wie Anm. 63), S. 278.

75 Vgl. Meinrad Pizzinini, Tirol in den Franzosenkriegen 1796–1814. In: Egg 1984 (wie Anm. 4), S. 191–217, hier S. 203.

die Landstandschaft der Gemeinden, die an das eidgenössische Modell der ‚schweizerischen Freiheit‘ erinnerte, und die geringere Besteuerung, sondern mit der Kontrolle von Brenner und Reschenpass auch eine Schlüsselposition im europäischen Handelsverkehr. Die staatliche Zentralisierungspolitik drohte diese traditionellen Landesvorrechte nun zunichtezumachen. Es kann daher nicht verwundern, dass umgekehrt auch Maria Theresia ihren Stammlanden stets eine Sonderrolle unter den Erbländern zubilligte. Das zeigte etwa ihre Rücktrittsdrohung an ihren Sohn und Mitregenten Joseph II. im Vorfeld des bayerischen Erbfolgekriegs von 1779: ‚Wenn Krieg ausbricht, zählt nicht mehr auf mich. Ich werde mich nach Tirol zurückziehen, um dort [...] das unglückliche Los meines Hauses und meiner Völker zu beweinen [...]‘.⁷⁶ Bei der Audienz hatte sich die Monarchin gleich fürsorglich nach dem Befinden der Haller Stiftsdamen erkundigt und Prosch auch danach gefragt, was man in Tirol von ihr halte. Die Tiroler spielten im späthöfisch-vorromantischen Milieu eine gewisse Vorreiterrolle als Volksrepräsentanten, sie waren gleichsam in Mode, und von Kinderwünschen wusste sie, die selbst 16 Kinder hatte, trotz der dazwischengeschalteten Ammen und Erzieherinnen vermutlich eine ganze Menge. Doch ob all dies ausreichte, um sie zu einer Ausnahmehandlung zu veranlassen, die absolutistischen Herrschern freilich immer auch nahelag, um die Einzigartigkeit ihrer gesellschaftlichen Stellung zu bekräftigen? Ihrem persönlichen Naturell, das eher das einer arbeitsam-strengen und kontrollbewussten Matriarchin war, die vor allem in Glaubensdingen der katholischen Orthodoxie nahestand, entsprach das eher nicht.⁷⁷ Maria Theresia hatte bekanntlich mit ihrer langen Regentschaft ein ehernes Grundprinzip der Monarchie, nämlich die Exklusivität der männlichen Thronfolge, außer Kraft gesetzt. Doch trotz der Pragmatischen Sanktion von 1713 blieb ihr Status als wirkliche Herrscherin nicht unangefochten. Nicht sie, sondern ihr Ehemann Franz Stephan von Lothringen wurde 1745 zum österreichischen Kaiser gekrönt, und sie weigerte sich demonstrativ, sich mit ihm zusammen krönen zu lassen. Obwohl sie und ihr Minister Graf Kaunitz das politische Heft in der Hand behielten, musste sie sich den tradierten Eigengesetzlichkeiten der höfischen Gesellschaft beugen. Zu einfach und familiär ausgemalte Vorstellungen von ihrer Herrschaftsperiode sind Projektionen einer aufsteigenden bürgerlichen Ideologie, die die Härten ihrer politischen Exis-

76 Stollberg-Rilinger 2017 (wie Anm. 55), S. 746.

77 Ebd., S. 268–273 u. S. 575–599.

tenz nachträglich mit einem romantischen Zuckerguss überzog. „Tu felix Austria nubes“ war nicht die Realität der Habsburgermonarchie, sondern eher der spöttische Reim ihrer Gegner auf sie. Der schwierige politische Alltag in einem Vielvölkerstaat, der nicht nur von außen, etwa durch das Osmanische Reich, sondern auch von innen durch das friderizianische Preußen angefochten war, ließ nicht viel Raum für Sentimentalitäten. Wir erahnen also lediglich, aus welchen Beweggründen sie Prosch diese außergewöhnliche Audienz gewährte. Des Rätsels Lösung dürfte in der prominenten Sonderrolle Tirols liegen. Wahrscheinlich nahm sie das Ganze als ein Spiel ihrer Tiroler Hofadligen, bei dem sie mitspielen zu sollen meinte. Aufhorchen lässt in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass ihr das Glücksspiel keineswegs fremd war.⁷⁸ Diese Interpretation erscheint mir mit Abstand am plausibelsten, denn dann wäre es eigentlich gar nicht um Prosch, sondern um einen kaiserlichen Gunstbeweis für die Tiroler Adelsfraktion gegangen, deren besondere politische Loyalität einem allemal ein paar Gulden wert sein musste. Für diese Version spricht auch, dass der alte Graf Künigl dem Buben das eingesammelte Geld sogleich abnahm und es an seinen Sohn nach Innsbruck schickte, der es ihm dann über die Amtskassa sukzessive auszahlen ließ – man kann schließlich einen 13-Jährigen nicht mit einem kleinen Vermögen durch die Lande ziehen lassen. Und Fakt ist schließlich auch, dass Prosch fünf Jahre später heiratete und im Zillertal schon in erstaunlich jungen Jahren sein eigenes Haus errichtete.⁷⁹ Bei seiner dritten Reise zum Wiener Hof rammte sein Linienschiff einen Pfeiler der Linzer Donaubrücke, und als er seiner Majestät in seiner ausschweifend-dramatisierenden Art von diesem Unfall berichtete, entgegnete sie nur kurz und schnippisch: „Was an den Galgen gehört, ertrinkt nicht.“⁸⁰ Das klingt schon eher authentisch. Derart harsche Urteile über höfische Bittsteller lagen ihr keineswegs fern, wie etwa ihre abschätzige Bemerkung über Wolfgang Amadeus Mozart bezeugt, den sie in einem Brief an ihren Sohn Leopold dem „unnützen Gesindel“ zuschlug, das mit seinem großen Familienanhang bettelnd die Höfe belagere.⁸¹ Für einen kurzen, aber entlarvenden Moment ließ sie die höfische Maske der fürsorglichen und immerfreundlichen Landesmutter

78 Manfred Zollinger: Das Glücksspiel in Wien im 18. Jahrhundert. In: *Homo ludens. Internationale Beiträge des Institutes für Spielforschung und Spielpädagogik der Universität Mozarteum Salzburg 1*, München, Salzburg 1991, zit. in: <https://www.wien.gv.at/wiki/index.php?title=Glücksspiel> (Zugriff: 30.4.2018).

79 Prosch 1964 (wie Anm. 9), S. 58–60.

fallen. Vermutlich hatte sie das Bedürfnis, diesem ewigen Glücksritter und Tunichtgut zumindest einmal ins Gesicht zu sagen, was sie wirklich von ihm hielt. Man kann einmal im Notfall sein Glück bei Hofe versuchen, aber aus der Fürstengunst ein bürgerliches Gewerbe machen zu wollen, das geht nicht. Wir werden also gut beraten sein, seine Maria Theresia-Geschichten mit spitzen Fingern zu behandeln und ihre Unwahrscheinlichkeit, ihren Lotteriecharakter hervorzuheben.

Die Lotterie war ebenfalls ein Kind des 18. Jahrhunderts, sie intonierte den Glückstreffer, das absolut Unwahrscheinliche, das dann in der bürgerlichen Romantik zum großen Thema werden sollte, und sie entstand recht profan zur merkantilistischen Finanzierung von schuldengeplagten Fürstenstaaten, deren Zukunft mehr als unsicher war.⁸² Maria Theresia und ihr Gemahl Franz Stephan hatten vor allem in ihren jüngeren Jahren nicht nur extensiv dem Glücksspiel am Kartentisch gehuldigt, z. T. mit derart horrenden Einsätzen, dass die mitspielenden Höflinge um ihre Existenz bangen mussten,⁸³ sondern sie hielten auch selbst Anteile am staatlichen Lotteriegeschäft, das von Genueser Handelsbankern, frühen finanzkapitalistischen Spekulanten also, die auch den Wiener Hof kreditierten, um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Österreich eingeführt

80 Ebd., S. 166.

81 Stollberg-Rilinger 2017 (wie Anm. 55), S. 327.

82 In der Habsburgermonarchie wurde das aus Italien stammende und sich rasch in ganz Europa verbreitende Zahlenlotto („Lotto di Genova“) 1751 eingeführt und erwirtschaftete als eine Art ‚freiwilliger Steuer‘ bald nach seiner Verstaatlichung 1788 ca. ein Drittel der gesamten Staatseinnahmen. Vgl. Wolfgang Weber: Zwischen gesellschaftlichem Ideal und politischem Interesse. Das Zahlenlotto in der Einschätzung des deutschen Bürgertums im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: Archiv für Kulturgeschichte 69, 1987, S. 116–149, 127f.; Edith Saurer: Zur Disziplinierung der Sehnsüchte. Das Zahlenlotto in Lombardo-Venetien. In: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 63, 1983, S. 143–168; Dies.: Straße, Schmuggel, Lottospiel. Materielle Kultur und Staat in Niederösterreich, Böhmen und Lombardo-Venetien im frühen 19. Jahrhundert. Göttingen 1989). Seinen Vorläufer hatte es in den seit dem späteren 15. Jahrhundert bei größeren städtischen Festivitäten üblichen ‚Glückstöpfen‘ bzw. ‚Glückshäfen‘, tombolaartigen Sachverlosungen von Hausrat, aber auch von Luxusgegenständen wie z. B. dem sprichwörtlich gewordenen Silberlöffel. Vgl. Heidrun Wozel: Wer wagt, gewinnt? Zur Geschichte des Glückstopfes. In: Siegfried Neumann (Hg.): Volksleben und Volkskultur in Vergangenheit und Gegenwart. Befunde und Probleme im internationalen Vergleich. Festschrift für Hermann Strobach. Bern u. a. 1993, S. 79–89.

83 Stollberg-Rilinger (wie Anm. 55), S. 379–383.

wurde.⁸⁴ Trotz der massiven moralischen Bedenken des Bürgertums setzten sich die Lotterien durch, weil sie Unsummen an Geld in die chronisch maroden Staatskassen spülten. Im Habsburgerreich machten sie bald ein Drittel der Staatseinnahmen aus, und in Bayern lagen die Verhältnisse ähnlich.⁸⁵ Im Hinblick auf die Spieler waren die spätf feudalen Lotterien gleichsam der staatliche Ritterschlag des Glücksritters. Für die unteren Schichten, die damals wie heute das Gros der Teilnehmerinnen und Teilnehmer stell(t)en, war das Lottospiel deshalb so attraktiv, weil es ihre utopische Hoffnung institutionalisierte, ihrem materiellen und sozialen Elend durch den blanken Zufall zu entrinnen.⁸⁶ Hier begegnen wir ihm in handfester ökonomischer Form wieder, dem ‚Hans im Glück‘ der Gebrüder Grimm, als dessen Inkarnation sich Prosch darzustellen suchte. Ein wirtschaftliches Märchen vom unverhofften Wohlstand nur, aber ein grassierendes, das die Gemüter am Ende des Ancien Régime bewegte, und insofern auch eine nicht zu unterschätzende Zukunftsaspiration. Die unterschwellige Konvergenz zweier Spielernaturen, die unterschiedlicher kaum hätten sein können, mag überraschen und ein wenig schillernd anmuten, wie das für Umbruchzeiten bezeichnend ist. Die Motivationen waren extrem unterschiedlich, ja tendenziell gegenläufig: Während es für Prosch in erster Linie ums Geld ging, speiste sich die Glücksspiel Leidenschaft Maria Theresias gerade aus dessen hocharistokratischer Geringschätzung⁸⁷ – und späterhin aus den leeren Staatskassen. Aber es könnte ja immerhin sein, dass sie jenseits der bleiernen Staatsräson für den kecken kleinen Hasardeur aus dem Volk noch einen Rest an persönlicher Empathie empfand. Zocken prägt, wie ihr selbst in späteren Jahren schmerzlich bewusst wurde, den Charakter.⁸⁸

Doch wie dem auch gewesen ist – eines wissen wir gewiss. Die Maria Theresia-Geschichte war der Auftakt und die Schlüsselgeschichte

84 Manfred Zollinger: *Entrepreneurs of Chance. The Spreading of lotto in 18th Century Europe*. XIV International Economic History Congress. Helsinki 2006, Session 24, 5f. Online verfügbar unter: <http://www.helsinki.fi/iehc2006/papers1/Zollinger.pdf> (Zugriff: 30.4.2018).

85 Weber 1987 (wie Anm. 82), S. 127f.

86 Saurer 1983 (wie Anm. 82), S. 147f.

87 Stollberg-Rilinger 2017 (wie Anm. 55), S. 380.

88 So warnte sie ihre Tochter Marie-Antoinette 1777 brieflich vor dem Glücksspiel mit dem bezeichnenden Zusatz: „Man muss sich mit einem Ruck von dieser Leidenschaft losreißen; niemand kann Euch dazu besser raten als ich, die ich in derselben Lage war“. Ebd., S. 383.

für Proschs höfische Erzählerkarriere, die ihn über die süddeutschen Höfe bis nach Holland und schließlich 1786 im Gefolge des Ansbacher Markgrafen in das Versailles der Marie-Antoinette, der jüngsten Tochter Maria Theresias, tragen sollte. Seine Gewitztheit bestand darin, dass er das erzählerische Kapital, das in seinen Begegnungen mit den Großen der späthöfischen Gesellschaft steckte, rasch erkannte und konsequent umsetzte. Solche landläufigen Geschichten vom sozialen Humor des Adels, von der spontanen *grandezza* der Monarchin hörten alle Aristokraten gern, und insbesondere jene, die niemals das Glück (oder Pech?) gehabt hatten, in ihre Nähe zu kommen.⁸⁹ Insofern mag manches nur halb wahr oder clever reinszeniert gewesen sein, aber erzählhistorisch war es ein Volltreffer. Die Ungeheuerlichkeit der Erhöhung seines Kindertraums hat er wohl selbst niemals so ganz begriffen, geschweige denn verkraftet. Zu seinem unverhofften Höhenflug und seinen Sprücheklopfereien gehörte die tiefe Depression, die schließlich in einen Selbstmordversuch mündete.⁹⁰ Man spielte nun nicht mehr mit den Mächtigen, ohne dafür einen hohen persönlichen Preis zu bezahlen. Am Schluss des Buchs bezeichnete sich Prosch als ein zuhause in Tirol vielbestauntes „Wundertier“⁹¹, das jedoch trotz aller Bekanntschaften mit den Großen dieser Welt sein Glück, „in meinen alten Tagen [...] recht wohl versorgt und vergnügt leben zu können, [...] niemals gänzlich habe erlangen können“.⁹² Die Zillertaler nannten ihn in ihrem typischen Despekt „das Taxachgräfl“.⁹³ Dass er kein Gespür für die politische Zeitenwende und seine nunmehr ausgespielte Rolle gehabt hätte, wird man nicht sagen können. Das Ende dieser Bühne kam dann jäh. Nur vier Jahre nach dem Erscheinen seines Buchs endeten Ludwig XVI. und Marie-Antoinette auf dem Schafott. Das war eine schaurige Schlusspointe, wie sie dem leutseligen Peter Prosch gewiss nie in den Sinn gekommen wäre, die aber eines klarstellte: Man kann

89 Um nur ein Beispiel anzuführen: Der Regensburger Fürst Alexander Ferdinand von Thurn und Taxis (1704–1773), Generalerbpostmeister und als Prinzipalkommissar Stellvertreter des Kaisers beim Immerwährenden Reichstag mit entsprechend prunkvoller Hofhaltung, ließ sich als Witwer von Prosch immer wieder die Geschichte vom plötzlichen Herztod Kaiser Franz I. in Innsbruck 1765 erzählen (vgl. Prosch (wie Anm. 9), S. 105–110), „da rollten ihm öfters Tränen über die Wangen, denn er war gut kaiserlich gesinnt“ (ebd., S. 157).

90 Ebd., S. 126.

91 Ebd., S. 301.

92 Ebd., S. 303.

93 Egg (wie Anm. 4), S. 22.

vielleicht sein Publikum mit phantasievoll ausgeschmückten Geschichten für eine Weile fesseln und ein Stück weit an der Nase herumführen, nicht aber den Verlauf der Geschichte.

A Peasant Münchhausen?

The Memoirs of Peter Prosch, a Court Jester from the Zillertal in Tyrol (1789)

The autobiography written by Peter Prosch, a court jester from the Zillertal region of Tyrol, in 1789 has presented historians of early modern personal testimony with many a conundrum with its mixing of fact and fiction. This article attempts to use his vita to reconstruct the specific narrative approach taken by this late court jester and to reinterpret his remarkable meeting with Empress Maria Theresa in October 1757 in terms of both narrative and social history. This will reveal that this unusual transfer between popular and court culture was no routine affair but a complex game with the (false) preconceptions each held of the another – on both sides it was a performance refracted through folklore.